

Die Optimierung des Glücks erscheint als oberstes Gebot unserer Zeit. Doch manchmal bringt es mehr, sich auf das krumme, wirkliche Leben einzulassen

Die Glücksfalle

10. April 2013, Gerd Held

Sind Sie glücklich? Etwa nicht? Dann stimmt etwas nicht mit Ihnen. Seit einigen Jahren hört man von den verschiedensten Seiten die Empfehlung, man solle „Glück“ zum neuen Universalmaß für unsere Wirtschaft, für unsere Politik und für unsere private Lebensführung machen. Der Maßstab des Bruttoinlandsprodukts sei „zu eng“ für das Wohl eines Landes, heißt es. Schon gibt es Enquete-Kommissionen, die eine „ganzheitlichere“ Definition finden wollen. Fast täglich erscheint ein neues Buch mit Ratschlägen, wie jeder sein Glück maximieren kann - ebenso das Wohlergehen aller anderen Menschen, nicht zu vergessen das Heil der Umwelt. Kurzum, ein allgemeiner Glückszustand soll das neue Maß aller Dinge sein. Die neue Konjunktur des Glücks ist die Kehrseite einer wirtschaftlichen Ernüchterung. In den entwickelten Ländern verschwindet das Wirtschaftswachstum zwar nicht, aber es ist während der vergangenen Jahrzehnte deutlich schwächer geworden. In dieser Situation setzen manche darauf, dass wir ein neues, besonders positives Ziel brauchen.

Es gibt allerdings inzwischen auch irritierende Erfahrungen mit dem Glück. Als kürzlich junge Leute befragt wurden, welche Gründe für sie gegen eine Familiengründung mit mehreren Kindern sprechen, war einer der meistgenannten Gründe der Wunsch nach einem möglichst perfekten Leben. Böse Falle: Je höher die Glücksansprüche, umso mehr scheut man die Widerstände der Realität. Zugleich wächst der Stress der ständigen Optimierung des Glücks. Deshalb gibt es inzwischen auch Zweifel, ob es wirklich vernünftig ist, das Leben unter dies Endziel „Glück“ zu stellen. Kinderreiche Familien scheinen da eine andere Philosophie zu praktizieren. Sie sagen vielleicht manchmal „Kinder sind das höchste Glück“, aber tatsächlich bewegen sie sich diesseits der großen Glückserwartungen. Sie nehmen das Drama des realen Lebens an. Oder, um es mit dem französischen Aufklärungsphilosophen Michel de Montaigne zu sagen: „Unsere vornehmste Aufgabe ist es zu leben.“ Der Gegenbegriff zum Glück wäre also – das Leben.

Freilich droht hier ein Missverständnis. „Leben“ meint hier nicht ein weltumspannendes, ewiges Naturprinzip, sondern das **Drama des Lebens** – also das Leben, wie es sich für den Menschen als relativ schwaches, endliches Subjekt darstellt. Es ist zum Leben gezwungen und es hat auch die Erlaubnis, ohne den weiten Blick auf die Folgen erst einmal zugreifen zu dürfen. „It’s my life“ heißt: Man darf etwas tun und einen Weg wählen, der nicht als Norm für alle gelten muss. Kein Lebensweg ist gerade, keiner kann umfassend gesichert werden. Es kommt immer etwas dazwischen. Doch diese Dramatik kann durchaus als Vorteil verstanden werden. Ist es nicht vorzuziehen, dies Leben zu haben, so wie es ist, statt nur ferne Ziele zu haben, bei denen wir nicht mehr als Hinterher-Laufende sein können? „Leben“ meint also eine absichtsvolle Kurzsichtigkeit, eine bekennende Selbstverkleinerung des Menschen. Das gilt nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für ganze Nationen. Auch sie sind immer aus krummem Holze und das Streben, zum Vorbild auf Erden zu werden, tut ihnen

nicht unbedingt gut. Auch für Nationen ist der Wettlauf zum „Glück“ ein belastender und gefährlicher Wettlauf.

Allerdings kann die gute Kurzsichtigkeit nicht alles bewältigen. Wir brauchen auch die mittlere Sichtweite der Normen des Rechts und des Wohlstands, auf die Staaten und Volkswirtschaften gebaut sind. Würde der Mensch diese Systeme und ihre Gestaltungskraft für die Welt verzichten, bliebe er hinter seinen Möglichkeiten zurück. Aber für diese mittlere Sicht ist „Glück“ kein operativer Maßstab. Wir brauchen das nüchterne Maß von Geldwert und Gesetzes-Recht.

So ist unsere Moderne durch eine merkwürdig paradoxe Entwicklung geprägt. Auf der einen Seite entstehen mit ihr immer mächtigere politische und wirtschaftliche Systeme, während sie auf der anderen Seite sehr vereinfachte, kleine, existenzielle Formen des menschlichen Daseins hervorbringt. Die heutige Kleinfamilie gehört dazu, das Wohnen, die Nahrungsmittel, die Körperpflege. Vor allem hat die Moderne viele kulturelle Erfindungen gemacht, die dem Zugang zur Welt „auf kurze Sicht“ dienen, besonders im 20. Jahrhundert: Die Photographie, das Kino, der Videoclip boten die Möglichkeit, die unterschiedlichsten Momente im Bild festzuhalten. Jazz, Rock, Pop machten das Angebot, sich für die kurze Dauer eines Songs in eine Geschichte von Liebe oder Entbehrung zu versetzen. Das Radio trug die Freude oder Melancholie einer Melodie in jede Küche. Dabei sind unsere Sprache, unsere Musikstücke, unsere Bilder von manchem Ballast befreit worden. Sie kommen heute leichtfüßiger daher, auch frecher und schräger. Unsere Moderne ist frivoler geworden. Sie hat gezeigt, dass aus der Endlichkeit des Menschen nicht biederer Verzicht folgt, sondern 1000 Gelegenheiten des kleinen Zugriffs.

Mit der Bildung dieser radikal endlichen „Lebenswelt“ – einer Wortschöpfung des 20. Jahrhunderts – ist der Bau unserer modernen Welt vollständiger geworden. Wirtschaft und Staat haben einen Gegenpart und ein Gegengewicht gefunden. Dabei vertritt die Lebenswelt keine allgemeinen Erlösungsansprüche. Auch kann sie Politik und Wirtschaft nicht ersetzen. Aber diese Sphäre hat ganz wesentlich dazu beigetragen, dass die totalitären Versuche des vergangenen Jahrhunderts abgewehrt wurden und auch nicht erneuert wurden. Das war möglich, weil die Kunst der Selbstverkleinerung endlich die Dinge und Formen fand, die ihr Leichtigkeit und öffentliche Wirkung gaben. Heute ist die Lebenswelt ein Markenzeichen der Moderne. Man wird keinem Menschen, keiner sozialen Gruppe und keiner Nation mehr gerecht, wenn man sie nicht auch in ihrer Sphäre „Leben“ betrachtet. Wie lebensweltlich originell ist das angeblich so „durchökonomisierte“ England! In Süd- und Osteuropa war es der eigensinnige Alltag der Menschen, der die Autorität der Diktaturen untergrub, und der Lebenshunger in vielen arabischen Ländern steht auch schon außerhalb der alten Bindungen. Demgegenüber ist die Ausrufung eines neuen Endziels „Glück“ ein Rückschritt. Denn sie bricht nicht mit der Diktatur der Endziele, sondern ersetzt nur das (vermeindliche) Endziel wirtschaftlichen Wohlstands durch ein anderes Endziel namens „Glück“. Das längst von der erreichten Vielfalt der Moderne überholte Kritik an der „Profitmaximierung“ des Kapitalismus führt in die Falle der „Glücksmaximierung“.

(Manuskript vom 10.4.2013, erschienen als Essay in der Tageszeitung DIE WELT am 15. April 2013)